

Diakonische Kirche: Dienstleistungsunternehmen und/oder „Heilsanstalt“?

Hans-Joachim Höhn

Problemskizze: Caritas – „Imageretter“ der Kirche?

Der Kirche fehlt es an Geld – und an öffentlichem Ansehen. Die Untersuchung „Perspektive Deutschland“ (McKinsey, T-Online u. a.) aus dem Jahre 2003 hat ergeben, dass die katholische Kirche zu den vertrauensunwürdigsten und verbesserungsresistentesten Institutionen gezählt wird. 45 % Prozent der Befragten gaben an, kein Vertrauen in sie zu haben. Sie gehört damit neben den politischen Parteien zu den ausgesprochen misstrauisch beäugten gesellschaftlichen Gruppierungen. Anders verhält es sich mit Caritas und Diakonie. Ihren Einrichtungen wird hohe Professionalität und Kompetenz zugesprochen. Sie haben zwar auch Finanzprobleme, genießen aber hohes öffentliches Ansehen. Nur 9 % der Befragten gaben an, kein Vertrauen in sie zu haben, und nur 3 % waren der Meinung, sie erfüllten ihre Aufgaben schlecht. Bei der Kirche vertreten hingegen 30 % diese Auffassung. Diese Zahlen sind für die Frage nach zukunftsfähigen Kirchenstrukturen nicht zu unterschätzen: Sie belegen eine hohe gesellschaftliche Erwartungshaltung und Wertschätzung, die sich auf die sozial-diakonischen Handlungsfelder der Kirche beziehen.

Allerdings steckt in dieser Feststellung auch ein großes Problem für die Kirche, das in der Umfrage zum Ausdruck kommt: Mit seinen über 25.000 Einrichtungen und fast 500.000 MitarbeiterInnen stehen 20 Mal mehr Personen im Dienst des Deutschen Caritasverbandes als Priester, Diakone und Laien hauptamtlich im Dienst der Gemeindepastoral und der Kategorialseelsorge stehen. Dieser Bereich der Pastoral aber repräsentiert in der öffentlichen und kirchlichen Wahrnehmung primär das, was Kirche ausmacht. Die diakonischen Handlungsfelder der Kirche übertreffen alle anderen an Zahl und Größe, aber vermitteln offenkundig nur marginal, dass hier Kirche als Kirche antreffbar wird.

Gleichwohl scheint die Caritas der „Restkirche“ vorzumachen, wie man sich in dieser Gesellschaft erfolgreich als „Dienstleistungsunternehmen“ positioniert. Für die Leitfrage einer „Zukunftswerkstatt Kirchenstrukturen“ scheint darin eine erste Antwort zu liegen: Offensichtlich kann die Kirche ihr Image und ihre Zukunft retten, wenn sie (nur noch) als diakonische Kirche gesellschaftlich in Erscheinung tritt. Sie ist am besten beraten, ihre zunehmend knapper werdenden Finanzmittel in caritative Einrichtungen zu investieren. Allerdings stößt diese Empfehlung rasch auf innerkirchliche Skepsis. Die einen sehen darin eine Verkürzung von Wesen und Auftrag der Kirche, welche die Grundvollzüge der Verkündigung und der Liturgie ausblendet. Ebenso wichtig wie die Linderung materieller und sozialer Not ist für sie die Verkündigung der Heilsbotschaft und die Feier des Gottesdienstes. Auf diese Bereiche ist sogar das Hauptaugenmerk zu legen, da sie die Kraftquelle jeden sozialen Engagements sind. Andere Kritiker lehnen bereits die Begriffe „Dienst-Leister“ oder „Dienstleistungsunternehmen“ ab, weil hier vorschnell und unzulässig ein ökonomischer Begriff auf eine Gemein-



Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn, Professor für Systematische Theologie an der Universität Köln

schaft übertragen wird, die sich doch gerade dadurch definiert, eine Alternative zur Ökonomisierung sozialen Handelns darzustellen. Als Dienstleistungsunternehmen muss sich die Kirche offensichtlich unternehmerischen Strategien unterwerfen: Sie hat sich in „Wettbewerbsorientierung“ zu üben, sie soll sich nach der marktwirtschaftlichen Logik von Angebot und Nachfrage den Bedürfnissen und Wünschen ihrer möglichen „Kunden“ anpassen, die ihrerseits nach Nutzen/Kosten-Erwägungen entscheiden, ob sie der „Marke Kirche“ treu bleiben. Das hat nicht mehr viel mit einer Kirche zu tun, die – sei's geüben oder ungeüben – das Evangelium zu verkünden hat. Eine Kirche, die sich als Dienstleistungsunternehmen versteht, wird sich in kritischen Situationen darum zuerst Rat bei Unternehmensberatern holen, die ihr dann klar machen, wie wichtig im Sinne der Konkurrenzfähigkeit das Herausstellen von Alleinstellungsmerkmalen, die Konzentration aufs Kerngeschäft und ein ambitioniertes Zielgruppen-Marketing sind. Wo ist die Kirche noch Marktführer, wo kann sie als Nischenanbieter Profil gewinnen?

Nun gibt es sicher auch für Theologen keinen Grund, die betriebswirtschaftlichen Instrumente der Unternehmensführung für die Kirche a priori auszuschlagen – erst recht nicht, wenn und weil sie ein „Non-Profi-Unternehmen“ ist. Es gibt keine theologischen Ausreden dafür, ein schlechtes NPU zu sein. Fehlende Gewinnerzielungsabsichten oder der Status der Gemeinnützigkeit legitimieren weder mangelnde Professionalität noch ineffizienten Personaleinsatz oder schlampigen Umgang mit Geld. Die eigentliche Herausforderung für die Theologie besteht darin, ob sie sich einen eigenen Reim auf die Kirche als „Dienstleistungsunternehmen“ machen kann, nachdem sich die Unternehmensberater darauf einen ökonomischen Reim gemacht haben. In Fragen der Inhalte und Ziele erwarten die Unternehmensberater mit Recht, dass die Kirche selbst sagen kann, wofür sie

steht und womit sie fällt. Die Kriterien hierfür sind theologisch zu ermitteln.

Damit bin ich bei dem zweiten Anliegen der „Zukunftswerkstatt Kirchenstrukturen“. Hier soll ausdrücklich von theologischen Herausforderungen ausgegangen werden und anhand theologischer Kriterien nach der notwendigen Sozialgestalt der Kirche gefragt werden. Allerdings sind die gesuchten theologischen Kriterien keineswegs zureichend klar oder unbestritten. Gerade im Bereich der kirchlichen Caritas sorgen durchaus strittige Kriterien für anhaltende Diskussionen. Am deutlichsten wird dies an dem Verhältnis zwischen Pfarrgemeinde und verbandlicher Caritas. Offensichtlich haben sich die Einrichtungen der Caritas und die Kirchengemeinden im Lauf der Zeit auseinander entwickelt und existieren zunehmend unverbunden nebeneinander. Seit geraumer Zeit wird dieser Zustand theologisch kritisiert. Gefordert wird eine verstärkte Wiederanbindung der Diakonie an die Gemeinde bzw. eine Aufwertung der Gemeinde als Subjekt diakonischer Dienste, eine Schärfung des kirchlichen Profils der Caritas und nicht zuletzt eine Erhöhung des „Kirchlichkeitsfaktors“ der MitarbeiterInnen.

Verteilte Zuständigkeiten: Kirche im Prozess funktionaler Differenzierung

Viele Kirchenprobleme haben nicht allein mit innerkirchlichen Unzulänglichkeiten zu tun. Vielmehr liegen sie an Prozessen, denen sich die Kirche anpassen muss und deren Ausgang von Seiten der Kirche weitgehend unbeeinflussbar ist. Ihre Situation ist nämlich gekennzeichnet durch den vorläufigen Endpunkt einer sozialgeschichtlichen Entwicklungslinie, die soziologisch durch das Stichwort „funktionale Differenzierung“ charakterisiert wird: Wir leben in einer Gesellschaft mit verteilten Zuständigkeiten. Wichtige Funktionen, auf deren Erfüllung das soziale Ganze angewiesen ist, werden dabei an Teilsysteme überwiesen (Wirtschaft, Bildung, Politik etc.). Sie sind in der Lage, sich auf die Erfüllung bestimmter Aufgaben zu konzentrieren. Dabei spezialisieren sie sich und bilden spezielle Kompetenzen aus, die andernorts nicht vorhanden sind. Bei dieser Spezialisierung folgen sie der Logik optimaler Funktionserfüllung. Da in den unterschiedlichen Teilsystemen unterschiedliche Funktionserfordernisse bestehen, gelten dort auch unterschiedliche Funktionslogiken, d. h. jedes Teilsystem arbeitet weitgehend nach eigenen Regeln, die in einem anderen System nicht greifen. Über das medizinisch Sinnvolle kann darum kein Jurist entscheiden. Über das wirtschaftlich Profitable bestimmt kein Pädagoge. Über Medientauglichkeit befinden die Medien und nicht die Politik. Über das physikalisch Machbare entscheidet nicht die Moral.

Die Kirche wird dem Teilsystem „Religion“ zugewiesen und übernimmt darin die Aufgabe der sozialen wie individuellen Kontingenzbewältigung. Sie gilt als Reparaturbetrieb für Schadensfälle, die in den anderen Teilsystemen erzeugt, dort aber nicht mehr reguliert werden können. Damit ist zugleich eine gesellschaftliche „Marginalisierung“ der Kirche verbunden. Sie rückt an den Rand der Gesellschaft. Je erfolgreicher die anderen Teilsysteme sind, um so weniger ist das Teilsystem „Religion“ gefragt. Es fällt der Kirche daher zunehmend schwer, für sich einen besonderen Öffentlichkeitsanspruch zu behaupten und sich z. B. politisch „einzumischen“. Wenn sie sich auf ein Gebiet wagt, das in die Zuständigkeit eines anderen sozialen Teilsystems fällt, weist man sie rasch in ihre religiösen Schranken.

Gegen dieses Abdrängen hat sich die

Kirche mit Erfolg wehren können. Sie hat dem Prozess der funktionalen Differenzierung insofern ein „Schnippchen“ geschlagen, als sie ihn „intern“ wiederholt, auf sich selbst anwendet und ihrerseits Teilsysteme hervorbringt, die mit den anderen „säkularen“ funktionalen Teilsystemen in Austausch und Konkurrenz treten können. Dabei muss die Kirche allerdings ihrerseits hinnehmen, dass relativ unabhängige, nach jeweils eigener Logik und Kompetenz arbeitende Handlungsbereiche entstehen, die untereinander „auf Distanz“ gehen. Auf diese Weise koexistieren in Deutschland eine in der sozialen Lebenswelt angesiedelte „Gemeindekirche“, welche die religiöse Primärsozialisation übernimmt, daneben gibt es den kirchlichen Bildungsbereich, der z. B. kirchliche Schulen und Akademien umfasst, und eben auch den Bereich der verbandlichen Caritas. Sie hat auf vielen Feldern die Organisationsform eines „Wohlfahrtsverbandes“ bzw. „sozialwirtschaftlichen Unternehmens“ angenommen, die sie kompatibel machen mit sozialstaatlichen und marktwirtschaftlichen Strukturen. Allein in diesen Organisationsformen lassen sich effizient die ersten beiden Grundaufgaben der Caritas erfüllen: Erstens Anwalt der Benachteiligten zu sein und als zivilgesellschaftlicher Akteur an der Gestaltung und Sicherung des sozialen Rechtsstaates mitzuwirken und zweitens in ambulanter, teilstationärer und stationärer Form in den Sektoren Soziales, Gesundheit und Bildung professionelle Dienstleistungen zu erbringen.

Es zeugt von wenig Realitätssinn, wenn vor diesem Hintergrund die Forderung nach Re-Integration von Caritas und Gemeinde erhoben wird und man verlangt, die Gemeinde solle diakonischer, die Caritas kirchlicher werden. Hinter dieser Vorstellung steht ein doppeltes Missverständnis: Zum einen wird soziologisch verkannt, dass der Prozess funktionaler Differenzierung, Spezialisierung und Professionalisierung nicht einfach unterlaufen werden kann. Er steht auf lange Sicht für die Konstitutions- und Funktionsbedingungen moderner Gesellschaften. Dies zu ignorieren, bringt die Kirche nur weiter ins soziale Abschießen. Hinzu kommt ein theologisches Missverständnis. Es handelt sich hierbei wohl um eine Konsequenz der seit den 1970er Jahren vertretenen (pastoral-)theologischen Option, dass der ideale Christ ein Gemeindeglied sein müsse, weil die Gemeinde die ideale Sozialform von Christentum und Kirche sei. Die Gemeinde sei der Ort, an dem alle kirchlichen Grundvollzüge zu realisieren seien: Verkündigung, Liturgie und eben auch Diakonie. Inzwischen ist evident, dass damit sowohl personell als auch finanziell und strukturell angesichts gestiegener Anforderungen an die Trägerschaft sozialer Einrichtungen eine Selbstüberforderung der Gemeinden programmiert ist. Im Übrigen ist es fraglich, ob eine Engführung des Kirchenbegriffs auf die Sozialform „Gemeinde“ bzw. die theologische Privilegierung dieser Sozialform gerechtfertigt ist. (Wie steht es um den ekklesialen Status der Orden, der Verbände – z. B. Kolping –, geistlicher Gemeinschaften?) Eine umfangreiche Rückverlagerung der verbandlichen Caritas in den Gemeindekontext wird zudem zu einem Verlust an Professionalität führen. Mangelnde Professionalität aber zerstört jede Konkurrenzfähigkeit und bleibt gerade den Adressaten kirchlicher Caritas etwas ebenso Elementares wie Entscheidendes schuldig.

Was jedoch denkbar, wünschbar und machbar ist, sind Vernetzungen und Kooperationen gemeindlicher und verbandlicher Caritas. Ihr Verhältnis ist nach dem Subsidiaritätsprinzip auszu-

gestalten. Gemeindenah sind alle ehrenamtlichen und zeitlich überschaubaren Initiativen – von der Hausaufgabenhilfe über den Besuchsdienst für das örtliche Altenheim bis zur Lehrstellenbörse. Aber bereits dort, wo sich eine Gemeinde entschließt, ein Kirchenasyl für abschiebebedrohte Kriegsflüchtlinge einzurichten, wird sie juristische Beratung und politische Lobbyarbeit von außen benötigen.

Theologische Prüfsteine: Im Dienst der Sache Gottes – Kirche als Ort und Ereignis unbedingter Zuwendung

Die Kirche ist somit kein Selbstzweck, d. h. ihr Zweck ist nicht die institutionelle Selbsterhaltung. Sie verdient nur soviel theologische Beachtung, wie sich „in Dienst genommen“ weiß für die Sache Gottes. Was also die Kirche ist, kann nicht als eine selbständige oder zusätzliche formale Bestimmung neben die Sache treten, um die es ihr geht, sondern „Kirche“ ist selbst das Ereignis dieser Sache, d. h. sie ist Ort und Geschehen der Begegnung mit dem unbedingten Heilswillen Gottes in der Weise unbedingter Zuwendung zum Menschen. Nichts anderes bedeutet im Grunde „diakonia“ – das ist der Dienst, den die Kirche zu erfüllen hat.

Kein anderes kirchliches Dokument hat diesen Sachverhalt so deutlich herausgestellt wie die Enzyklika „Deus caritas est“ von Benedikt XVI. Nirgendwo ist bisher deutlicher gesagt worden, dass die Kirche theologisch zu bestimmen ist als Sakrament der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. Gottesliebe und Menschenliebe sind miteinander verschränkt und „gehören so zusammen, dass die Behauptung der Gottesliebe zur Lüge wird, wenn der Mensch sich dem Nächsten verschließt“ (DCE Nr. 16). Gottes- und Nächstenliebe stehen nicht zueinander im Verhältnis von Grund und Folge, sondern schließen sich wechselseitig ein. Die „tätige Liebe“ der Kirche ist im Vergleich zur Verkündigung des Wortes und der Feier der Sakramente nicht minderen Ranges. Vielmehr ist sie wie diese gleichen Ursprungs und lässt sich nicht von diesen trennen. Caritas ist daher keine Art von Wohlfahrtsaktivität, welche die Kirche auch anderen Akteuren überlassen könnte, sondern „unverzichtbarer Weisensauftrag ihrer selbst“ (Nr. 25).

Zerreißproben? „Kirchlichkeit“ der Caritas

Was für die Bestimmung der unbedingten Zuwendung zum Nächsten ausschlaggebend ist, markiert auch ein Kriterium für das Spezifikum kirchlicher Caritas, um das heute vielerorts heftig gerungen wird. Was ist das „entscheidend“ Christliche? Muss hinter dem karitativen Engagement nicht ein religiöses Zeugnis und eine Einladung zum Glauben sichtbar werden? Die Antwort des Papstes ist eindeutig: „Wer im Namen der Kirche karitativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen. Er weiß, dass die Liebe in ihrer Reinheit und Absichtslosigkeit das beste Zeugnis für den Gott ist, ... der uns zur Liebe treibt. Der Christ weiß, ... dass Gott Liebe ist (vgl. 1 Joh 4,8) und gerade dann gegenwärtig wird, wenn nichts als Liebe getan wird“ (Nr. 31). Auch dort, wo scheinbar „nur“ die Liebe getan wird, wird die Gegenwart Gottes bezeugt und ereignet sich die Realpräsenz seiner Liebe. In diesem Sinne kann tätige Nächstenliebe auch niemals das Zeugnis des Glaubens verdunkeln. Das Entscheidend Christliche besteht im „umsonst“ der Liebe, d. h. in ihrer Voraussetzungs- und Absichtslosigkeit. Sie ist kein Mittel, um damit andere Ziele

zu erreichen. Sie steht auch nicht im Dienst der Missionierung. Kein neutesamentlicher Schlüsseltext lässt eine solche Deutung zu – weder die Geschichte vom „barmherzigen Samariter“ noch die Endgerichtsrede Jesu im Matthäusevangelium (Mt 15,31–46).

Wenn dort, wo scheinbar „nur“ die Liebe getan wird, bereits die Liebe Gottes bezeugt wird, sollte auch die Frage nach der geforderten „Kirchlichkeit“ der verbandlichen Caritas und ihrer MitarbeiterInnen sehr behutsam und differenziert angegangen werden. Die Enzyklika verlangt für ihr Tun die „Zuwendung des Herzens“: „Für alle, die in den karitativen Organisationen der Kirche tätig sind, muss es kennzeichnend sein, dass sie nicht bloß auf gekonnte Weise das jetzt Anstehende tun, sondern sich dem andern mit dem Herzen zuwenden, so dass dieser ihre menschliche Güte zu spüren bekommt“ (Nr. 31 a). Bei der Auswahl kirchlicher Mitarbeiter muss diese „Herzensbildung“ der erste Prüfstein und die erste Qualifizierungsmaßnahme sein, die man ihnen angeeignet lässt (Für viele Caritaseinrichtungen in Diasporagebieten dürfte es ohnehin unmöglich sein, genügend „taufechein-katholische“ Mitarbeiter zu finden...). Im Übrigen stellt es ein theologisches (und soziologisches!) Missverständnis dar, die Kirchlichkeit eines Verbandes allein über die Addition der je individuellen Kirchlichkeitsgrade seiner Angestellten feststellen oder sichern zu wollen. Sie bemisst sich weitaus stärker nach dem Leitbild, den „Unternehmensentscheidungen“ und den strukturellen Vorgaben für das Verhalten der MitarbeiterInnen. Für die Kirche ist theologisch entscheidend, ob in ihren Einrichtungen die Option für die Armen und Notleidenden umgesetzt wird und ob die Armen und Notleidenden ihre Adressaten sind.

Bisher hat die zitierte Passage der Enzyklika auch in der Debatte um die Neuausrichtung des sozialen Engagements der Kirche angesichts knapper Finanzmittel kaum eine Rolle gespielt. Verträge es sich mit der „Universalität der Liebe“ (Nr. 25), wenn es z. B. für die Weiterführung kirchlicher Kindergärten und Schulen einer Mindestquote von Katholiken bedarf, die sie besuchen? Die Enzyklika ist in dieser Frage eindeutig: Christliche Caritas lebt davon, dass sie nicht kalkuliert, wem sie einen Dienst erweist. Sie hält sich frei von Bedingungen und Hintergedanken. Dass kirchliche Sparmaßnahmen im Kindergartenbereich eine „von oben“ diktierte „Katholikenquote“ vorsehen, ist vor diesem Hintergrund skandalös. Nicht weniger skandalös ist der ausgebliebene Protest gegen diese Entscheidung „von unten“. Auch die Kirchenbasis scheint ein ausgeprägtes Klientendenken zu pflegen. Auf diese Weise lässt sich kein Strukturwandel bewältigen. Die Kirche mag angesichts sinkender Mitgliedszahlen kleiner werden. Sie kann es sich aber vom Evangelium her nicht erlauben, in Fragen des sozialen Engagements kleinlicher zu werden. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die einen Mauern – und die anderen Windmühlen!“ (Ein Mühlenbesitzer würde bald sehr schlecht dastehen, wenn er nur das Korn mahlt, das er selbst anbaut...)

Perspektiven: Diakonisches Handeln „jenseits“ der Caritas

Wenn es zutrifft, dass Wesen und Auftrag der Kirche über den Vollzug der Diakonie zu definieren sind und an diesem Vollzug als Erkennungsmerkmal die Option für die Armen und Leidenden auszumachen ist, dann ist die Dimension der Diakonie nicht nur auf ei-

nen Grundvollzug der Kirche zu begrenzen. Vielmehr „formatiert“ sie alle übrigen Vollzüge – auch die Verkündigung und die Liturgie, die Dogmatik und die Moral der Kirche. Sie fordert dazu auf, gegen einen wachsenden Rigorismus in der Sakramentenpastoral anzugehen (vgl. „Taufschub“ für die Kinder von sog. „Kirchenfernen“), sie drängt auf eine Kultur der Barmherzigkeit im Umgang mit Menschen, die in tragische Konflikte verstrickt sind, bei denen angesichts der Wahl zwischen zwei Übeln jede mögliche Entscheidung sie in einen Dissens zu kirchlichen Normen bringt. Sie drängt darauf, nicht nachzulassen im Bereich einer „politischen Diakonie“: Aber auch hier ist ein Wandel in den Aktionsformen angezeigt. Mit Denkschriften und Hirtenbriefen allein lässt sich wenig ausrichten. Eine zahlenmäßig kleiner werdende Kirche kann hier etwas bewegen, wenn sie erst „kampagnenfähig“ wird. Dann wird sie buchstäblich etwas los-treten können. Dabei ist ihr quantitativer Bestand nur von sekundärer Bedeutung; primär kommt es auf soziale Phantasie und politische Kreativität an. Die von vielen kirchlichen Gruppen mitgetragene Aktion „Erlassjahr 2000“ hat gezeigt, dass es möglich ist, ein drängendes Thema (Verschuldung der „Dritten Welt“) öffentlichkeitswirksam bewusst zu machen und ebenso (christliche) Motive und (politische) Ziele derart in Szene zu setzen, dass selbst die Teilnehmer des Weltwirtschaftsgipfels in Köln 1999 darauf in ihren Beschlüssen eingegangen sind.

Allerdings wird in Zukunft verstärkt darauf zu achten sein, dass es in der Kirche nicht zu einer bloßen Umkodierung ihrer religiösen Botschaft ins Ethische kommt. Neben einer ethisch-politischen Zeitgenossenschaft ist sie auch zur kulturellen Diakonie aufgerufen (wie dies im Jahr der Bibel 2003 durchaus überzeugend praktiziert wurde). Ich will drei Merksätze einer kulturellen Diakonie formulieren, die ich zugleich für die Neuausrichtung von Kirchenstrukturen als „Generallinie“ ausbebe:

(1) „Form follows function“ – dieser klassische Designergrundsatz ist auch bei der Bestimmung von Programm und Profil kirchlicher Diakonie im Bereich der Kultur (z. B. katholische Erwachsenenbildung, Akademien) zu beachten: Ausgehend von den Strukturen seines säkularen Kontextes gilt es, den christlichen Glauben kulturell antreffbar zu machen, einen eigenen Stil zu entwickeln für das, was christliche Zeitgenossenschaft ausmacht (u. a. Auseinandersetzung mit den Lebensführungsgewissheiten und -ungewissheiten des „modernen“ Menschen, Reflexion der Ressourcen und Konstruktionsprinzipien des Sozialen).

(2) Gerade um ihrer Funktion willen, Öffentlichkeitsarbeit für das Evangelium zu leisten bzw. die Chancen für seine gesellschaftliche Antreffbarkeit zu erhöhen, darf sich die Kirche nicht begnügen mit traditionellen Formen milieugebundenen Zusammenseins und vereinshafter Geselligkeit. Sie muss sich vielmehr einlassen auf die Pluralität der Lebenswelten. Allein eine Pluralisierung und nicht die Vereinheitlichung der Sozialformen des Christseins sichern die sozio-kulturelle Präsenz des Christentums.

(3) Die Binnendifferenzierung kirchlicher Strukturen muss kompatibel bleiben mit der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. Das spezifische Profil der Kirche bleibt gewahrt, wenn die „Option für die Armen und Notleidenden“ als Basiskriterium zur Überprüfung der Kompatibilität mit dem Evangelium eingesetzt wird. □